Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 538. **Mittwoch** den 22. Oktober 1902. **96. Jahrgang.**

Eine amerikanische Rassenfrage.

Grausamkeiten, die in letzter Zeit in den Vereinigten Staaten gegen Neger begangen worden sind, haben die Aufmerksamkeit auf die in der Union bestehende Rassenfrage gelenkt. Welche Bedeutung dieser Frage schon aus rein äußerlichen Gründen innewohnt, erkennt man rasch aus einigen statistischen Angaben. Nach dem Zensus von 1890 gab es in den Vereinigten Staaten 7 470 040 Farbige. Im gleichen Jahre waren in Süd-Carolina 60 Prozent, in Mississippi 58 Prozent, in Louisiana 50 Prozent, in Georgia 47 Prozent, in Alabama 44 Prozent, in Florida 42 Prozent, in Virginia 39 Prozent, in Nord-Carolina 35 Prozent, im Distrikt of Columbia 33 Prozent, in Arkansas 27 Prozent, in Tennessee 24 Prozent, in Texas 22 Prozent, in Maryland 21 Prozent, in Delaware 17 Prozent und in Kentucky 15 Prozent aller Einwohner Farbige.

Die inneren Gründe, aus denen die Negerfrage in der Union eine der wichtigsten Rollen spielt, sind jüngst auf der 5. Jahresversammlung der amerikanischen Akademie für Politik- und Gesellschaftswissenschaft zur Sprache gekommen. Man hielt dort eine Reihe von Vorträgen, die mit den Rassen Amerikas nach ethnographischen, sozialen und politischen Gesichtspunkten sich beschäftigten. Drei dieser Vorträge galten den Negern, und es ist dankenswert, daß der Berliner Privatdozent Dr. Vierkandt in Wolfs „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" über den Inhalt der Vorträge eingehend berichtet. Will man die Hauptgedanken der in Rede stehenden Vorträge kennen lernen, so ergibt sich bei einem zusammenfassenden Ueberblick das Nachstehende:

Alle drei Redner äußern sich für die Gegenwart mehr oder weniger pessimistisch, stehen im Gegensatze zu der Anschauung, die in der Abschaffung der Sklaverei einen unbedingten Fortschritt erblickt, und singen das Lob der vergangenen Zeit. Beide Rassen führen heute ein gesondertes Leben, während sie zur Zeit der Sklaverei enger mit einander verknüpft waren als jetzt. Verhältnisse der Sympathie und Freundschaft, die in zwei Jahrhunderten der Sklaverei entstanden waren, schwinden heute schnell dahin, ein einziges Geschlecht im Zeitalter der Emanzipation hat sie fast alle vernichtet. Tritt nicht eine Aenderung ein, so werden künftige Generationen durch Haß und Feindseligkeiten getrennt sein.

Der Zustand der Negerbevölkerung ist Mitleid erregend, die Aussicht für die Zukunft ist trübe. Die einzige Rettung besteht darin, einen großen Teil der Freiheit, die man den Schwarzen geschenkt hat, wieder zurückzunehmen. Eine Rasse von großen Kindern, die Jahrhunderte lang unter der Vormundschaft der Sklaverei lebte, ist für die politische Freiheit nicht reif. Daher fordert der Verfasser des einen Vortrages, daß dem Neger die politischen Rechte entzogen werden, und daß man den Neger wirtschaftlich mehr erziehe. Im zweiten Vortrage wird der gegenwärtige Zustand als ebenso trübe geschildert. Schon äußerlich, so heißt es, sind beide Rassen in allen Städten durch eine scharfe Linie von einander getrennt, Berührungen erfolgen längs der Trennungslinie gerade durch die schlechtesten Bestandteile aus beiden Lagern. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Neger sind deshalb so ungünstig, weil ihnen die Kraft fehlt, sich gegen die Gefahr der Auslaugung durch Koalition zu schützen, und weil es im Süden an einer sozialen Gesetzgebung und an sozialer Gesinnung der Gesellschaft fehlt. Das Ergebnis ist hohe Arbeitszeit, niedrige Löhne, Kinderarbeit und Mangel an Schutz gegen wucherische Ausbeutung. Dazu kommt die Rechtsunkenntnis der Schwarzen und die Abneigung der Weißen, die Neger gegen ihnen erwiesenes Unrecht in Schutz zu nehmen.

Ueber die politische Befähigung der Neger äußert sich auch dieser Vortrag sehr ungünstig. Die von der Einräumung des allgemeinen Stimmrechtes erhoffte erzieherische Wirkung ist ausgeblieben. Die politischen Zustände gestalteten sich so bösartig, daß die besseren Bestandteile unter den Schwarzen sich von politischer Betätigung immer mehr zurückzogen und die Ausübung des Stimmrechts ihren niedrigsten Elementen überließen. Die Folge dieser Zustände ist das allgemeine Bestreben des Südens, den Negern das Stimmrecht wieder ganz zu entziehen. Das aber würde die Auslieferung der Schwarzen an die Sonderinteressen der herrschenden Klassen bedeuten. Im Zusammenhange mit der Frage des allgemeinen Stimmrechts der Neger steht die Zunahme der Verbrechen von Schwarzen in den letzten Jahrzehnten. Einerseits ist diese Zunahme eine Folge der plötzlichen Emanzipation, anderseits der parteiischen Handhabung von Polizei und Recht.

Die unwürdigen sozialen Verhältnisse der Schwarzen werden in dem dritten Vortrage besonders anschaulich geschildert. Die Neger leben in eigenen Stadtteilen, haben eigene Kirchen, reisen für sich und werden zu den meisten Bibliotheken, Museen und Konzerten entweder gar nicht oder nur in beschränkter Weise zugelassen. Auch bei humanen Bestrebungen bleibt die Scheidewand aufgerichtet. Das aber ist zumal im Süden, wo das Bestehen von Staat und Gesellschaft so sehr auf persönlichen Beziehungen ruht, von vernichtender Bedeutung.

Aus den vorstehenden Angaben ist zu ersehen, welche Wichtigkeit dem Rassenkampf in der Union aus inneren Gründen zukommt. Die Frage, wie die Kluft zwischen beiden Rassen überbrückt werden soll, ohne das eine davon Schaden nimmt, und die weitere Frage, wie die Verhältnisse sich zuspitzen können, falls die Kluft bestehen bleibt, gehört zu den tiefgreifenden sozialen Problemen in den Vereinigten Staaten. Die eingangs erwähnten Grausamkeiten, die von Weißen gegen Schwarze verübt wurden, sind ein Symptom der bestehenden schroffen Gegensätze zwischen beiden Rassen. Werden die Vereinigten Staaten noch lange ohne einschneidende Maßnahmen in der Negerfrage auskommen?

Deutsches Reich.

C. H. **Berlin**, 21. Oktober. (Die französischen streikenden Bergleute und ihre deutschen Kameraden.) In den leitenden Kreisen der deutschen Bergarbeiter hält man den Generalstreik der französischen Kameraden für vollständig aussichtslos und verloren. Zwar hat das Nationalcomité aus Saint-Etienne durch den Zentralsekretär Cotte einen Aufruf an den Führer der deutschen Bergleute gesandt, in dem es heißt: „Es ist wohl überflüssig, Euch zu sagen, wie wir in gleicher Lage uns gegen Euch verhalten würden; wir sind überzeugt, daß Ihr unsere Lage vollständig begreift. Wir hoffen, daß Ihr Eure internationale Solidarität bewähren werdet, und übersenden Euch unsere brüderlichen Grüße." Aber die Adressaten wissen, daß sie machtlos sind. Ihr Aufruf, angesichts des französischen Streiks keine Ueberstunden zu machen, ist vollkommen wirkungslos geblieben und das Organ des Verbandes gibt dies umumwunden zu, indem es schreibt: „Wie jetzt die Organisation beschaffen ist, kann sie nicht verhindern, daß größere Posten Kohlen wie in ruhiger Zeit von England, Belgien und Deutschland nach Frankreich geworfen werden. Ganz bestimmt haben sich große französische Abnehmer schon längst die Zufuhr ausländischer Kohle gesichert für den nun eingetretenen Fall des Streiks. Lagen doch viele hunderttausend Tonnen unverkäuflich in den englischen, belgischen und deutschen Lagern. Sie werden geleert, wenn der Streik lange anhält. Auf unserer jüngsten Reise durch Nordfrankreich sahen wir auch, daß dort große Kohlenhaufen aufgestapelt waren. Man muß ehrlich aussprechen, daß der Zeitpunkt zu dem Generalstreik nicht günstig gewählt ist. Wir haben das auch unseren französischen Freunden mündlich erklärt." Wenn der deutsche Verband nun auch wirklich 5000 ℳ nach Saint-Etienne sendet, so bedeutet dies doch nur einen Tropfen auf einen heißen Stein. Die Internationalität, die sich auf dem Papiere so schön ausnimmt, besteht eben in Wirklichkeit nicht oder ist ohne jeden praktischen Wert. Je deutlicher aber der französische Generalstreik lehrt, um so besser für die deutschen Arbeiter, die schon Unsummen zur Unterstützung fremder Streiker zum Fenster hinaus geworfen haben.

+ **Berlin**, 21. Oktober. (Eine Reichstagskandidatur Bassermann in Karlsruhe-Bruchsal.) In der Presse taucht die Nachricht auf, daß der Reichstagsabgeordnete Bassermann nicht mehr in seinem jetzigen Wahlkreise Jena-Neustadt, sondern in Karlsruhe-Bruchsal kandidieren werde. Die Richtigkeit dieser Nachricht kann im Augenblicke nicht kontrolliert werden. Mag sie nun zutreffend oder falsch sein: die grundsätzliche Bedeutung der Stellung, die aus diesem Anlaß von extrem agrarischer Seite eingenommen wird, bleibt davon unberührt. Es wird nämlich von der gedachten Seite dem Abgeordneten Bassermann zu Gemüte geführt, daß in diesem Wahlkreise kein Kandidat zum Siege gelangen könne, der nicht die Unterstützung des Bundes der Landwirte und der konservativen Partei erhalte; letztere habe aber bereits öffentlich erklärt, nur den Kandidaten zu unterstützen, der sich zu den Forderungen des Bundes bekenne. „Das wird der Abgeordnete Bassermann", so ruft man ihm kategorisch zu, „gefälligst zu berücksichtigen haben." — Von diesem Standpunkte aus ist offenbar übersehen worden, daß in Karlsruhe-Bruchsal der sozialdemokratische Kandidat mit 12 821 Stimmen in der Stichwahl des Jahres 1898 das Mandat erlangte. Will man etwa behaupten, ihm seien damals die bündlerischen und die konservativen Stimmen des Wahlkreises zugefallen?! Wenn aber agrarischerseits lediglich an bürgerliche Kandidaten gedacht worden ist, so ist das an den Abgeordneten Bassermann gestellte Ansinnen, bezw. die bedingte Absage an eine Kandidatur Bassermann, für die bündlerische Wahltaktik ungemein kennzeichnend. Im Reichstagswahlkreise Karlsruhe-Bruchsal haben seit dem Bestehen des Reiches die Konservativen ein einziges Mal, vor einem Vierteljahrhundert, das Mandat beziehen, und zwar im Jahre 1878 durch den Ausfall der Stichwahl. Seitdem ist die Anzahl der konservativen Stimmen von 5050 im Jahre 1881 auf 1604 im Jahre 1898 zurückgegangen. Trotzdem will man auf extrem-agrarischer Seite die Unterstützung eines nationalen Kandidaten von der Anerkennung der bündlerischen Forderungen in einem Wahlkreise abhängig machen, der nur durch die Einmütigkeit der nationalen Parteien der Sozialdemokratie entrissen werden kann. Fielen doch bei der letzten Hauptwahl auf den Nationalliberalen 7607, auf den deutschen Volksparteiler 6370, auf den Sozialdemokraten 9031, auf den Konservativen, wie schon erwähnt, 1604 Stimmen. Machen die Deutsch-Konservativen in Karlsruhe-Bruchsal die Unterstützung eines nationalen Kandidaten von dem Anerkennen der Bundesforderungen abhängig, dann bleibt das Mandat in sozialdemokratischen Händen. Ob die Interessen der deutschen Landwirtschaft durch einen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten besser wahrgenommen werden als durch den Abgeordneten Bassermann — diese Frage kümmert die Bundesagitatoren nicht!

⊙ **Berlin**, 21. Oktober. (Telegramm.) Der **Kaiser** hörte heute Morgen von 8 Uhr ab im Neuen Palais bei Potsdam die Vorträge des Chefs des Militärkabinets, des Chefs des Admiralstabes der Marine und des Chefs des Marinekabinets. Von 10½ Uhr vormittags fand in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin in Berlin die Einweihung des neuerrichteten Gebäudes der Kaiserin Augusta-Stiftung statt. Die Minister Dr. Studt, Frhr. v. Hammerstein, v. Wedel, der Präsident des evangelischen Oberkirchenrats Barkhausen, Oberpräsident v. Bethmann-Hollweg und Vertreter zahlreicher Behörden nahmen an der Feier teil. General z. D. Strubberg begrüßte das Kaiserpaar namens des Kuratoriums, darauf fand in der Kapelle ein Gottesdienst statt. Generalsuperintendent Dr. Dryander hielt eine Ansprache und vollzog den Weiheakt. Schließlich besichtigte das Kaiserpaar die Anstalt eingehend unter Führung des Geheimen Baurats Krüger.

⊙ **Berlin**, 21. Oktober. (Telegramm.) Die „Nordd. Allg. Ztg." meldet: Die Frage der **Räumung Shanghais** wurde in Anbetracht der im Yangtsekiang jetzt herrschenden Ruhe neuerdings unter den beteiligten Mächten erwogen. Von einer Seite ist vorgeschlagen worden, daß die Räumung mit der Maßgabe erfolgen soll, 1) daß sie gleichzeitig und gleichmäßig seitens aller Beteiligten auf Grund vorheriger Vereinbarung sich vollzieht, 2) daß eine spätere Wiederbesetzung Shanghais durch eine Macht auch den anderen Mächten die gleiche Befugnis geben würde. Um der letzteren immerhin bedenklichen Eventualität nach Möglichkeit vorzubeugen, machte die deutsche Regierung zu Punkt 2 den Ergänzungsvorschlag, daß China sich ausdrücklich verpflichte, am Yangtse keiner Macht militärische oder sonstige gegen den Grundsatz der offenen Tür verstoßende Sondervorteile einzuräumen. Die chinesische Regierung hat bereits ihre Bereitwilligkeit erklärt, auf diese Bedingung einzugehen.

— In der gestrigen Reichstagssitzung sagte der bayerische Zentrumsmann Dr. Heim im Verlaufe seiner Polemik gegen den Bund der Landwirte:

„Schriftlich ist auf mich eingewirkt worden, daß doch diese elende Flottenpolitik zum Scheitern käme."

Ein interessantes Gesuch. Das Wort des Herrn Dr. Diederich Hahn von der „gräßlichen Flotte" hat danach ein Seitenstück erhalten.

— Die „Schles. Ztg." redet nochmals den Agrariern gut zu und schließt heute ihren Leitartikel, wie folgt:

„Es bleibt schwer denkbar, daß Konservative und Zentrum bei der endgültigen Entscheidung der Landwirtschaft die ihr in der Regierungsvorlage gebotenen Vorteile vorenthalten sollten".

Feuilleton.

Der Kampf um Südafrika.

II.

Eine der interessantesten Partien in Ben Viljoens Buch „Die Transvaaler im Krieg mit England" ist die dramatische Schilderung seiner ersten Flucht. Das Gefecht bei Elandslaagte, wo auch das deutsche Kommando eine große Rolle spielte, Oberst Schiel verwundet und gefangen wurde und Graf Zeppelin fiel, war — gleich im Anfang des Krieges — ungünstig für die Boeren ausgefallen, die sich in wilder Flucht zurückziehen mußten.

Mit seinem Adjutanten Fourie und seinem farbigen Reitknechte jagte Viljoen davon. Hinter ihm brüllte es: „Stopp, stopp! Halt, du verfl... Boer!" und einige Lee-Metfordkugeln flogen hinterdrein, von denen aber keine einzige traf. Die Dämmerung half den Flüchtigen, zu entschlüpfen. Plötzlich aber stießen sie auf einen Trupp englischer Ulanen, die sich an ihre Fersen hefteten. Hier und da hörten sie deutlich das Geschrei und Flehen von Bürgern, welche durch die Ulanen erstochen worden, sehen konnten sie bei der Dunkelheit nichts. Viet Fourie wurde eingeholt und gefangen genommen.

Fortwährend wurde mit Revolvern auf die Fliehenden geschossen und einigemale wurde der Abstand zwischen ihnen und den Verfolgern so klein, daß Viljoen deutlich verstehen konnte, wie sie hinter ihm herriefen: „Halt, verd... Boer, oder ich jage dir meine Lanze in die Rippen!" u. a. m. Viljoens ganze Hoffnung war sein starker, äußerst flinker Boerenpony „Bleskman". Bis zu seiner Gefangennahme blieb er sein treuer Freund, wo er erschossen wurde. Gar oft hat er ihm das Leben gerettet.

Nach einer wilden Jagd von etwa einer halben Meile stießen die Fliehenden auf die hohen Ufer des Zondagflusses. Sie waren derart im vollen Jagen, daß sie fast die Böschung hinabrollten. Plötzlich lag Viljoen mit seinem Pferd im Wasser. Das brave Tier saß mit allen Vieren im Schlamme fest. Nach vielen Mühen und Strampeln bekam er es endlich los, und nun ging es weiter in den Fluß hinein, der ungefähr vier Fuß tief war. Deutlich hoben sich die Gestalten der Feinde auf dem hohen Ufer von dem nächtlichen Himmel ab. Jedesmal, wenn sie etwas im Wasser sich rühren hörten, schossen sie nach der Richtung, aus welcher das Geräusch kam.

Als Viljoen sein Pferd glücklich so weit hatte, daß es mit den Vorderfüßen auf dem jenseitigen Uferrande stand, rutschte es auf einmal mit den Hinterbeinen im Schlamme aus, es machte einen fürchterlichen Satz, überschlug sich und fiel rücklings in den Fluß. Viljoen dachte nicht anders, als daß eine der aufs Geradewohl abgesandten Kugeln es doch noch getroffen habe, und machte sich traurig daran, seine Flucht zu Fuße fortzusetzen. Denn vor sich hörte er nun auch schießen und Reiter am Flusse entlang herangaloppieren, sodaß er, um ihnen nicht in die Hände zu fallen, sich im hohen Grase verstecken und darin weiter kriechen mußte, bis er nichts mehr von seinen Verfolgern hörte.

Viljoens Diener war eine Strecke weit unterhalb ebenfalls in den Fluß gesprengt. Es gelang ihm um Mitternacht, als die Engländer die Verfolgung aufgegeben hatten, sich selbst und Viljoens Pferd, den treuen Bleskman, zu retten.

Gegen Mitternacht langte der Kommandant an einem Kaffernkraal an, kroch durch den Stacheldrahtzaun und zerfetzte sich dabei die Kleider gründlichst. Bald war der Kraal mobil, schimpfend und fluchend erschien der Häuptling, der „Bürgermeister" mit einem Dutzend Kaffern, die alle mit Assegaispeeren bewaffnet waren. Viljoen hielt seinen Revolver schußbereit, da ihm die Haltung der Kaffern doch verdächtig vorkam. Sie sahen den Ankömmling erst ganz genau an, dann rief der Aelteste: „Du bist auch einer von den Boeren, die flüchtig geworden sind! Wir haben heute das Gefecht gesehen und wohl bemerkt, daß ihr gehörige Prügel gekriegt habt. Wir müssen dich festhalten und zu unserem Magistrat bringen!"

Viljoen erwiderte gelassen: „Ich bin im Anmarsch mit meinem Kommando von 500 Mann, Späher sind rings um diese Stadt gestellt. Ich wollte nun gern, daß ihr mir einen Kaffernjungen mitgebt, der mir und meinem Kommando den Weg nach den Biggarsbergen zeigt. Ich bezahle dafür fünf Schilling im Voraus." Der Herr Kaffer stieg nun etwas von seinem hohen Pferd herunter und erfüllte endlich den Wunsch.

Ein junger Zulu ging mit, aber er merkte bald, daß Viljoen kein Kommando bei sich hatte und wollte umkehren; erst der dicht unter seine Nase gehaltene Revolver machte ihn anderen Sinnes. Plötzlich aber sprang er mit einem gewaltigen Satz auf die Seite und verschwand in der Finsternis.

In tiefen Gedanken schritt Viljoen weiter und kam endlich an die Eisenbahn, die von Glencoe nach Elandslaagte führt. Lange hatte er dort bei einem Uebergang in der Nähe einer Station nicht gestanden, als drei Personen auf ihn zukamen: zwei Engländer, wahrscheinlich Bahnbeamte, und der entwichene Führer. Es war klar, daß er den Flüchtling den Engländern verraten hatte; diese trugen aber zum Glück keine Waffen. Sie forderten Viljoen auf, ihnen als Gefangener nach Ladysmith zu folgen, und als dieser erwiderte, er danke schön für die Begleitung und wolle seine Reise lieber fortsetzen, sprang der eine auf ihn los und faßte ihn am Arme, während der andere versuchte, ihm den Revolver zu entreißen. Viljoen riß sich los und schoß auf ihn: er fiel, jedenfalls nicht tödlich verwundet. Der unverwundete Engländer verschwand sofort, während der Kaffer sich schon gedrückt hatte, als er den Revolver im Anschlag sah.

Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch sah Viljoen in der Ferne ein paar Gebäude liegen, es war ein Postbureau und eine Sparkasse. Der große Neufundländer, der die Gehöfte bewachte, zeigte sich sehr freundlich und ließ schweifwedelnd den späten Ankömmling passieren, der nun zuerst nach dem Stalle sah, denn um alles in der Welt hätte er gern wieder ein Pferd gehabt, weil er nach und nach zu ermatten anfing. Die Stalltür war durch ein großes Vorhängeschloß versperrt. Drinnen stampfte wirklich ein Tier den Boden. Viljoens Herz schlug laut vor Freude: das konnte nur ein Pferd sein. Mit einer Eisenstange sprengte er das Schloß und trat in den Stall. Es war pechfinster. Er hielt den Athem an und zitterte vor Aufregung. Er hörte das Tier schnauben und dachte: „Und wenn es noch so wild ist, ich reite es doch!" Er versuchte Licht zu machen, allein seine Streichhölzer waren naß und wollten nicht brennen. Viljoen tastete sich die Futterkrippe entlang, bis er den Riemen fand, mit welchem das Tier angebunden war. Er schnitt ihn ab und zog den Vierfüßler daran ins Freie. Schon wunderte er sich, wie langsam das ging, er mußte das Tier fast schleppen. Und was wurde er draußen gewahr? Nicht ein stolzes Roß hatte er erbeutet, sondern einen — uralten Esel! Tief niedergedrückt stand er neben dem alten Grautier, das geduldig der Dinge harrte, die da kommen sollten. Doch der arg Enttäuschte hatte keine Zeit, Freund Langohr um Entschuldigung zu bitten, und da dieser ihn doch nicht schneller fortgebracht hätte als seine eigenen Beine, ließ er ihn in Ruhe und setzte seine Wanderung zu Fuß fort.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die gewaltigen Kuppen der Biggarsberge vergoldete und die ganze romantische Wildnis der Felsen ins Licht trat, wußte Viljoen zum ersten Male, in welcher Gegend er sich befand: gut zwölf Meilen nördlich von Elandslaagte. Ermattet und halb verhungert setzte er sich auf einen Ameisenhaufen, der am Wege lag. Es waren gerade 24 Stunden vergangen, seit er den letzten Bissen gegessen hatte, so daß er körperlich völlig erschöpft oder auf afrikandisch gesagt „klaar" (einfach fertig) war. Immer trauriger wurde ihm zu Mute.

Da plötzlich sah er in der Ferne einige 30 Reiter ankommen. Sie kamen denselben Weg, den er gegangen, von Elandslaagte. Wenn es die Engländer wären! Schnell warf Viljoen sich hinter den Ameisenhaufen auf die Erde, entschlossen, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. So bald man ihn bemerkte, hielt der Trupp an, und einer von den Reitern näherte sich langsam und vorsichtig. Sehr bald merkte Viljoen an allerhand kleinen Merkmalen, wie dem langen Schwanz des Pferdes u. a., daß er einen Boeren auf dem Kriegspfade vor sich hatte. Voller Freude sprang er auf, um dem Kommenden die Hand zu drücken. Es war einer der Bürger, die bei Elandslaagte gefochten hatten und glücklich entkommen waren. Einer von seinen Kameraden hatte ein überzähliges Handpferd, das er ihm abtrat. „Wer war früher als ich, schließt Viljoen seine Erzählung, als ich wieder ein Pferd unter mir hatte!"

Am folgenden Morgen meldete er sich bei dem Höchstkommandierenden Sr. Excellenz Joubert. Dieser empfing ihn sehr kühl und machte ihm Vorwürfe wegen der verlorenen Schlacht, obwohl er hätte wissen müssen, daß nicht Viljoen die Schuld trug, sondern General Kock, der den verhängnisvollen Befehl gegeben hatte: „Nur immer vorwärts", obwohl Viljoen ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er sich isoliere und der feindlichen Uebermacht gerade in die Lanzenspitzen laufe. Joubert war indessen nicht zu überzeugen und schimpfte auch weidlich auf das deutsche und holländische Korps. Er hat Viljoen den Tag von Elandslaagte lange nachgetragen, dieser aber hat die Scharte hundertmal wieder wett gemacht, und der Höchstkommandierende hat denn auch bei erster Gelegenheit nicht verfehlt, ihm wegen seiner prächtigen Leistungen zu gratulieren. (Viljoens Buch erscheint, was wir nicht zu bemerken unterlassen wollen, im Verlag von J. F. Lehmann-München in 14 Lieferungen zu je 50 ₰ und kostet broschiert nur 7 ℳ, gebunden 8 ℳ) ag.

SLUB
Wir führen Wissen.